

Nicht die Wahl haben, nicht nicht zu reagieren

Ein Fachgespräch der Initiative I-Päd – intersektionale Pädagogik

Die Initiative I-Päd – intersektionale Pädagogik existiert seit 2011. Es ist eine Initiative, die die Anerkennung der Komplexität von Identitäten in der Pädagogik fördern und stärken soll. Dabei geht es um die Identitäten von Kindern und Jugendlichen sowie auch die der Lehrkräfte, Erzieher/innen und aller anderen Menschen, die mit Kindern und Jugendlichen zusammenarbeiten. Das Projekt wird konzeptioniert, begleitet, beobachtet und letztendlich durchgeführt von acht Personen mit unterschiedlichen Erfahrungen, Sprachkenntnissen, Berufen und entsprechender einschlägiger pädagogischer Berufserfahrung. Hierzu zählen Erzieher/innen, Sozialarbeiter/innen, Mediator/innen, Psycholog/innen, Erziehungswissenschaftler/innen, Choreograf/innen und Politikwissenschaftler/innen.

Drei der Teammitglieder haben ein Fachgespräch zum Thema «Empowerment» in ihrer pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen und angehenden Erzieher/innen aufgezeichnet.

Tugba: Empowerment, Empowerment, Empowerment! Es gibt so Momente in meiner politischen und pädagogischen Arbeit, bei denen ich einfach nur noch über Ansätze verwundert bin, die plötzlich populär werden, und innerhalb derer sich viele Leute einbilden, Expert/in dafür zu sein. Ich denke, wir sollten jetzt nicht über die Definition von Empowerment sprechen oder Expert/innentum vorgeben. Vielleicht sollten wir eher darüber sprechen, wie Empowerment uns bei unserer Arbeit begegnet.

Fiona: Empowerment ist ja genau wie Wellness ein vielbenutztes kommerzielles Wort. Empowerment bedeutet für mich, Menschen dazu anzuregen, auf ihre eignen Kräfte, auf ihre eigene Geschichte zurückzugreifen und das Leben verantwortungsvoll zu gestalten. Natürlich ist es, wenn es so umgesetzt wird, dann eine politische Macht – genau wie Wellness –, wenn es im ursprünglichen Sinne verstanden wird, wenn es eine politische Dimension beinhaltet.

Tugba: Empowerment ist für mich kein wirkliches Konzept. Es kann sich einfach kein Mensch dazu hinsetzen und ein Konzept entwerfen. Du kannst nahezu unmöglich Zeit, Tempo, Gefühl, Art und Weise von Empowerment planen. Ich glaube, dass wir

als Pädagog/innen schon mit unserer Haltung zur Gesellschaft – wie wir in der Gesellschaft stehen, wie wir aussehen oder mit unseren Identitätsmerkmalen – empowernd wirken können. Bei meiner oder unserer gemeinsamen pädagogischen Arbeit findet Empowerment auf ganz vielen verschiedenen Ebenen statt – manchmal überraschend, manchmal schockierend, manchmal werde auch ich empowernt und das manchmal zu intensiv. Jugendliche empowern mich viel mehr, als ich sie, denke ich manchmal.

Fiona: Meine Vorstellung von Empowerment ist, sich gegenseitig über Diskriminierungserfahrungen auszutauschen und dann zu gucken, was es für Handlungsmöglichkeiten gibt. Welche Handlungsmöglichkeiten habe ich und welche haben andere, die ich vielleicht übernehmen könnte? Aber das Wort Empowerment klingt so, als würden die Leute aus Empowerment-Workshops rauskommen und sich als starke Schwarze Frau fühlen: «Yeah, black is beautiful!» Und das war nie mein Weg, damit umzugehen. Deswegen kann ich das auch nicht so weitergeben. Mir fehlt da manchmal ein Zwischenschritt.

Sven: Welcher Zwischenschritt ist das?

Fiona: Ich habe ein Video einer schwarzen Feministin gesehen, die sagt, dass für sie «Black is beautiful» auch bedeutet, mal in einen Raum zu kommen und zu sagen: «Ich fühle mich durch gesellschaftliche Bilder richtig hässlich.» Das auch mal sagen zu dürfen und dafür auch nicht beschämt zu werden, weil es politisch nicht richtig ist, sondern das mal auszusprechen und Schmerz zuzulassen, ist auch Empowerment. Und dann kann geschaut werden, wie damit umgegangen wird, welche Hilfsmöglichkeiten es gibt. Sonst kommt es mir so vor, als würde man sich eine Einsicht oder ein Selbstbewusstsein mit Empowerment-Ansprüchen überstülpen, die aber einfach nicht da sind. Es muss klar werden, was die Gesellschaft mit uns gemacht hat. Und bestimmte Sprüche, die in einer Community gut ankommen, entsprechen nicht unbedingt dem Selbstbewusstsein der Personen. Gesellschaftliche Normvorstellungen sind in uns selbst tief verankert, auch wenn wir – so gesehen – von der Norm abweichen. Wenn wir in einer solchen Gesellschaft aufgewachsen sind, hat diese mit ihren Normen unsere Persönlichkeit geprägt und unser Handeln gelenkt. Für Nichtbetroffene ist es komplett unverständlich, wie es nicht möglich ist, dies direkt durch diese Bewusstmachung aufzubrechen.

Sven: Dazu fällt mir die «It gets better»-Sache ein. Das sind Videos, die von Menschen aus Queer-Communities gemacht wurden und eine Botschaft an queere Jugendliche geben und sagen: «Es wird besser. Ich habe jetzt ein solches Leben, und alles ist gut und schön». Es gab dann irgendwann eine Welle, bei der junge Menschen das auch gemacht haben aus einem vermeintlichen Empowerment-Ansatz heraus, die sich danach aber umgebracht haben, weil gar nichts besser geworden ist. Sie haben den *Hype* aufgenommen: «Oh ja, das fühlt sich gerade gut an, es wird alles besser.» Aber der *Struggle* ist trotzdem nicht weg. Es ist wichtig, genau diesen Zwischenschritt zu

haben, zu sagen: «Nein, mir wurde jetzt ganz lange erzählt, dass ich falsch bin. Ich muss mich da auch erst mal herausarbeiten. Ich hab mein eigenes Tempo und will irgendwo hin. Ich kann mich nicht so mitreißen lassen».

Tugba: Ich glaube auch, dass bei Empowerment davon ausgegangen wird, dass alle aus der Situation, aus dem Workshop, rausgehen und es ihnen gut geht. Es ist eine riesige Verantwortung, einen sogenannten Empowerment-Workshop zu geben, weil du nicht kontrollieren kannst, was da passiert. weil alle Menschen unterschiedlich auf Wissen und Sensibilisierung reagieren. Und manche wollen es auch nicht wahrhaben: «Ich bin ja kein Opfer.» Ich hab das zum Beispiel, wenn ich in Gruppen reingehe – ob es jetzt Jugendgruppen sind oder Schulklassen – und das sind PoC [People of Color] oder Schwarze, dass ich schon einen Druck verspüre, weil ich PoC bin. Ich denke, ich muss die jetzt schützen, damit hier nichts passiert, weil ich so viel über Rassismus weiß und weiß, wie schmerzhaft das sein kann.

Sven: Aber das ist ja gerade kein Empowerment-Ansatz. Es zeigt ja nur, dass man selber in so einem «Struggle» ist.

Tugba: Genau, das meine ich ja auch mit großer Verantwortung und dem Nichtwissen, was alles passieren kann in sogenannten Empowerment-Workshops. Im nächsten Moment denke ich auch: «Diese Kids haben diesen Scheiß-Rassismus die ganze Zeit hier an dem Ort ausgehalten und sind auch weiter hier, und denen geht es vom ersten Eindruck her auch eigentlich ganz okay. Dann versuche ich sie zu stärken, ihnen eine Stimme zu geben und ihnen zu sagen: «Es ist nicht cool, dass dein Kumpel schon wieder zu dir «farbig» sagt, obwohl du das nicht willst. Du hast ihm gerade sechs Mal gesagt, dass du «schwarz» genannt werden möchtest. Ich gebe dir jetzt den Raum und den Schutz. Mach ihm das wirklich klar, dass du das nicht willst – und das immer wieder.» Unser Empowerment-Ansatz bei I-Päd besteht darin, in diesen Machtunterschieden, die Gruppen haben, die machtvolle Person kurz mal auszuschalten – vor allen Anderen. Das kann eine Bloßstellung sein, das kann aber auch ein einfacher Widerstand sein. Das ist Verantwortung, die wir da tragen. Es ist anstrengend und doch so wichtig, dass Menschen wie wir im Team (aufgestellt sind,) diese Arbeit machen.

Fiona, wie geht es dir denn als schwarze Person, wenn du als Pädagogin in einer Gruppe mit jungen Menschen arbeitest?

Fiona: In pädagogischen Kontexten habe ich die besten Erfahrungen meines Lebens gemacht, auch dadurch, dass mir schon eine gewisse Professionalität zugesprochen wird, was sonst nicht so ist. Da habe ich das Gefühl, dass, wenn PoC anwesend sind – gerade wenn wir in Schulen sind –, ein Widerstand von den PoC-Kids zu spüren ist: «Lasst das mal lieber bleiben». Sie haben einen Umgang mit Rassismus in der Schule gefunden. Und gerade wenn jemand von außen kommt und Rassismus anspricht, haben sie das Gefühl, vor der Klasse noch mal beweisen zu müssen, dass sie das aber gar nicht so «hardcore» sehen. Damit hatte ich am Anfang große Probleme, aber jetzt

denke ich mir, dass sie in der Klasse bleiben müssen. Ich gehe danach raus und bin weg. Ich sehe bei den jugendlichen PoC schon so einen Beweisdruck vor den Freund/innen, nicht zu rassismuskritisch zu denken. Dieses Denken hat mich anfangs irritiert, aber jetzt würde ich von einzelnen Personen nicht mehr erwarten, sich so offen rassismuskritisch zu äußern, ich würde sie auch nicht mehr so als PoC hervorheben. Weil ich das ja auch selber so sehe. In anderen pädagogischen Kontexten bin ich ja auch Schülerin und habe Schwarze Lehrpersonen vor mir, und da ist diese Vorbildfunktion immer zweischneidig. Auf der einen Seite ist es empowernd zu sehen, wenn andere schwarze Menschen einen größeren Handlungsspielraum haben oder sich mehr leisten können, auf der anderen Seite vergessen diese auch schnell, dass sie das auch machen können, weil sie in diesem Moment in einer privilegierteren Position sind. Und da wird es immer ein Unterschied sein, ob du Teil der Gruppe bist oder ob du davor stehst.

Tugba: Aber ändert sich bei dir in deiner Haltung als Pädagogin etwas, wenn du siehst, da sind PoC und Schwarze in der Gruppe? Hast du ein größeres Verantwortungsgefühl?

Fiona: Ja, das habe ich auf jeden Fall. Und ich bin auch stärker motiviert. Es ist keine Last. Ich freue mich, einen Raum schaffen zu können, in dem Kindern und Jugendlichen of Color zugestanden wird, dass sie Expert/innen für ihre Rassismuserfahrungen sind und wir ernsthaft von ihnen lernen und mit ihnen in Austausch gehen – vor allem, ohne bevormundend zu sein. Und den Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, aus sich heraus die Initiative zu ergreifen, macht sie weniger zu Opfern und mehr zu Akteur/innen. Die Frage ist ja vor allem, wie der Workshop gestaltet wird. Ich habe ein Problem mit Empowerment-Ansätzen, die nur auf positive erfolgreiche schwarze Vorbilder wie z.B. Barack Obama setzen. Natürlich können mediale Bilder von im Mainstream anerkannten schwarzen Personen empowernd sein, aber gerade mit dem Ansatz des intersektionalen Empowerments im Hintergrund sollten wir als Pädagog/innen vermitteln, dass ökonomische Verwertbarkeit, Leistung, Anpassung und Privilegien im Bezug auf Heterosexismus, Ableismus usw. nicht nötig sind, um wertgeschätzt zu werden. Diversere Bilder von schwarzen Menschen sind gefragt. Es ist sicherlich bereichernd zu sehen, dass eine schwarze Person oder PoC einen Kurs leitet, Kompetenzen zugeschrieben bekommt und Wissen produziert. Gleichzeitig sollten wir aber durch Ausflüge, Beispiele, Bezugnahmen und unsere eigene Positionierung ein diverseres Bild von PoC zur Verfügung stellen. Zum Beispiel ist ein Besuch in einem Raum wie Each one Teach one – einem schwarzen Wissensarchiv in Berlin – auf so vielen Ebenen empowernd. Es ermöglicht Schwarzen und PoC selbständig, auf einen Jahrtausende alten widerständigen Wissensschatz zurückgreifen.

Sven: Ihr redet ja jetzt gerade von so etwas Geplantem: Ich geh irgendwo rein und bringe jetzt Empowerment in den Raum. Die Frage ist ja, wie kann man überhaupt in der Jugendarbeit empowernd arbeiten ohne ständig einen solchen Empowerment-Raum aufzumachen. Das geht ja auch oft nicht. Meist hast du ja als Erzieher/in, Sozialarbeiter/in im Jugendclub oder wo auch immer nicht die Möglichkeit zu sagen:

«So, von 13.15 Uhr bis 15.56 Uhr gibt es einen Empowerment-Raum. Und da müssen jetzt alle, die nicht dazu gehören, mal raus oder etwas Anderes machen.» Man kann empowernd wirken, so wie man als Pädagog/in da ist, arbeitet, etwas gestaltet oder eine Struktur umstellt. Es kommen viele Ebenen zusammen. So fehlt meistens schon ein gemeinsames Rassismusverständnis.

Fiona: Ich habe ganz viele Lehrkräfte in meiner Laufbahn erlebt, die selbsternannte Anti-Rassist/innen sind, dann aber in ihrer Sprache und in dem, was sie erzählen, total rassistisch sind – weil sie ein unzutreffendes Bild haben von Rassismus und es für sich deswegen auch nicht auflösen können. Wenn es um ihre Privilegien oder ihre eigene Rolle geht, wird es ihnen schon zu viel. In meiner Schule hing früher ein Plakat, da stehen sich eine Schwarze und eine weiße Person gegenüber, zeigen mit dem Finger aufeinander und der eine sagt: «Du bist schwarz,» und der andere sagt: «Ich weiß.» Und da drunter steht: «Der andere ist anders. Genauso wie du.» Wenn du das als Plakat so hängen hast, kannst du für einen Mikrokosmos wie «Schule» das Problem ganz schnell erklären. «Er ist weiß, er ist schwarz, ihr seid beide anders, jetzt beschimpft euch nicht.» Dass es aber noch andere Ebenen und gesellschaftliche Orte gibt, an denen Diskriminierung anders – strukturell oder institutionell – wirkt, interessiert niemanden. Das ist für viele Leute einfach nicht wichtig, besonders nicht für die, die privilegiert sind.

Tugba: Hier ist auch wieder das Problem, wie der Rassismusbegriff gesellschaftlich oft nur im Kontext mit Rechtsextremismus verwendet wird. Rassismuserfahrungen im Alltag werden nicht als solche gesehen. Dass jeder Mensch rassistisch denkt und handelt, ob gewollt oder ungewollt, wird vielmehr als Anklage gesehen und vor allem von proklamierten «Anti-Rassist/innen» abgewehrt. Deswegen ist es auch so wichtig, dass wir vermehrt mit angehenden Pädagog/innen arbeiten. Oft frage ich angehende Erzieher/innen: «Was habt ihr denn in den drei Jahren Ausbildung zu dem Thema Diskriminierung gemacht?» Ihre Antwort ist: «Interkulturelle Erziehung und Mehrsprachigkeit und so oder wie man damit umgeht, wenn sich Kinder gegenseitig mobben oder streiten.» Das lernen oder behandeln sie auch nur oberflächlich. Sie arbeiten nicht präventiv, sondern intervenieren einfach nur, wenn es zu spät ist, z.B.: «Peter, hör auf, Ahmet mit der Schippe auf den Kopf zu hauen. Das macht man nicht! Wie würde es dir gehen, wenn ich das bei dir machen würde? Jetzt entschuldige dich, werdet jetzt wieder Freunde!» Peter wird sich ganz bestimmt sein Leben lang ganz doll an die heftige Rüge und Spiegelung erinnern und mit Sicherheit nie wieder Gewalt anwenden. Da wird allen Ernstes von einem Vierjährigen erwartet, sich in andere hineinzuversetzen und sich zu reflektieren. Dabei sollten sie ihr eigenes Verhalten reflektieren – und zwar richtig.

In Bezug auf verschiedene Diskriminierungsformen und die Stellung der Erzieher/innen in ihren Machtgefällen gibt es erhebliche Lücken. Ich weiß, dass wirkliche Diskriminierung auf Erzieher/innen in ihrer Arbeit zukommen wird und sie nicht wissen werden, was zu tun ist. Sie werden es falsch angehen oder – noch schlimmer – es nicht bemerken, dass das Diskriminierung bzw. Rassismus ist, weil Kinder in ihrem

Weltbild ja nicht rassistisch sein können. Schließlich sähen Kinder keine Farben oder Unterschiede. Das ist doch Quatsch! Sich soweit selbst zu reflektieren um zu bemerken, dass man selbst ein Teil davon ist, Kindern Diskriminierungsprozesse beizubringen. Da stimmt etwas in unserem Bildungssystem nicht. Dabei sollte es ein Fach in der Erzieher/innen-Ausbildung geben, in dem es darum geht: Wie gehe ich mit anderen Menschen um? Was ist Diskriminierung? Was ist Rassismus? Was ist Homophobie? Was ist Transdiskriminierung? Wie kann ich bestmöglich arbeiten, um dem vorzubeugen etc.? Das müssen sie doch eigentlich auch lernen, wenn die Erzieher/innen-Azubis schon lernen, wie man kocht oder Fieber misst.

Fiona: Kinder werden oft nicht als eine selbständige Generation wahrgenommen, die ihre eigenen Leben gestalten (können). Ihr Leben wird von anderen Menschen gestaltet und durchstrukturiert. Sie werden in diesen Prozess nicht einbezogen oder vorher dazu befragt. Das Konzept von Kindheit und Jugend diskriminiert somit Kinder und Jugendliche systematisch. Generell werden Menschen, die von irgendwelchen Diskriminierungsformen betroffen sind, rechtlich, politisch und strukturell benachteiligt. Wieso wird so etwas nicht unterrichtet? Was ist die Angst des Systems – des Bildungssystems? Stattdessen werden schon vorhandene Hierarchien als die Norm gelehrt. So werden nicht-weiße Jugendliche und Kinder auch noch in Kita, Schule und sozialem Bereich benachteiligt – da wo sie gerne, gleichberechtigt und frei lernen sollten. Da fällt mir immer das Experiment von Jane Elliott ein, die bei diesem Test Kinder aus einer Schule in die Kategorien «blaue Augen» und «braune Augen» aufteilte. Die eine Gruppe von Kindern wurde mit Privilegien und positiven Eigenschaften bestückt, während die andere Gruppe das genaue Gegenteil erfuhr und schlecht behandelt wurde. Im Laufe des Tests stellte sich heraus, dass die Schulleistungen der benachteiligten Kinder immer schlechter wurden.

Sven: Mit so einem Wissen über Rassismus gibst du ja deine komplette Sicherheit, die Welt, die du dir konstruiert hast, auf. Da bricht ja alles weg. Dieses Wissen ist teilweise schwer auszuhalten. Und es ist schwer, dann seine Position als weiße/r Pädagog/in in diesem rassistischen Bildungssystem zu finden. Wenn du tatsächlich irgendwo mit 10 bis 25 Jugendlichen zusammen arbeitest und auf dem Schirm hast, was es für Machtverhältnisse gibt, was du am besten präventiv noch beachtest, weil es ja sein könnte, dass jemand trans*, homo oder PoC ist, du dich aber selber nie mit den Themen auseinander setzen musstest, dann sind drei Jahre Ausbildung auch sehr wenig Zeit, sich klar zu werden, wie gesellschaftliche Strukturen funktionieren. Es geht ja nicht darum: «Oh, da wird ein Kind in der Gruppe diskriminiert, ich hab ja in meiner Ausbildung gelernt, Diskriminierung ist nicht gut, deswegen wende ich jetzt meine in der Ausbildung gelernten Handlungsoptionen an.» Ich dagegen bin der Meinung: «Jede/r kann doch handeln wie er/sie will. Es geht um eine Haltung dahinter. Wenn ich eine Haltung habe oder ein bestimmtes Gesellschaftsbild, dann werden das die Kids auch merken.

Fiona: Aber es geht nicht nur um deine Haltung als weiße Person, sondern schon auch um Wissen von Schwarzen und PoC, wie anti-rassistische Haltungen umgesetzt werden können.

Sven: Das setze ich voraus. Weiße Pädagog/innen können das alles wissen und haben immer noch die Wahl, ob sie ein Fass aufmachen oder nicht, wenn rassistisch diskriminiert wird.

Tugba: Die Wahl haben wir Pädagog/innen of Color und schwarze Pädagog/innen aber nicht. Wir müssen reagieren. Selbst wenn wir nicht reagieren, machen wir das bewusst. Kinder und Jugendliche haben einfach das Recht darauf, Einrichtungen zu besuchen, in denen ALLE diskriminierungsfreie Bildung erfahren. Es ist die Aufgabe von Menschen, die in diesen Einrichtungen arbeiten, sich fortbilden zu lassen und ernsthaft daran zu arbeiten, einen wirklich diskriminierungsarmen Raum zu schaffen. Und hierfür sollten sie keine Vereine zu Rate ziehen, die irgendeinen interkulturellen Kuschelworkshop anbieten, wo weiße Pädagog/innen dann eigentlich nur ihre Befindlichkeiten mit den «ach so bösen» Migrant/innen-Kindern besprechen.

Fiona: Es müsste den Erwachsenen bzw. Pädagog/innen in einem solchen Umfang eigentlich keine Wahl mehr gelassen werden. Ich bin ja auch dafür, dass viel striktere Ausbildungs- und Verhaltensrichtlinien gelten, dass gewisse Sachen einfach nicht mehr in diesem Raum zugelassen werden. Es darf keine Option mehr sein, dass Pädagog/innen z.B. Pipi Langstrumpf vorlesen.

Sven: Ich glaube, dass das Schulsystem vor allem nicht die Lebensrealitäten der Kinder und Jugendlichen im Blick hat, die Schwarze oder PoC sind. Das haben sich die Kinder auch nicht so rausgesucht, deswegen sollten die Pädagog/innen auch nicht nicht die Wahl haben dürfen.